

Werk

Titel: Goethe's Stellung zum Christenthum

Autor: Schmidt, Julian

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1881

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0002|log8

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



2. GOETHE'S STELLUNG ZUM CHRISTENTHUM.

VON

JULIAN SCHMIDT.

So viel ich übersehe, war Goethe's Schrift über Winckelmann 1805 die erste Veranlassung, dass sein Christenthum in Frage gestellt wurde. Er hatte nachgewiesen, dass Winckelmanns gesammte Kunstanschauung auf einer heidnischen Gesinnung beruhe, und es schien, als ob er diese Gesinnung billige. Wir haben hinreichende Zeugnisse, wie aufgebracht gerade seine alten Verehrer, die Romantiker, über dies Manifest waren.

Die Jahre 1805 und 1806 waren ein bedeutender Moment für die Geschichte unserer Literatur, ein Wendepunkt in unserem geistigen Leben. Die Schrift über Winckelmann war der Abschluss einer Entwicklung, die mit Goethe's italienischer Reise beginnt: die Periode der rein ästhetischen Weltanschauung, deren erster Apostel eben Winckelmann gewesen war. Im Sinn dieser Weltanschauung schrieb Schiller, noch bevor er Goethe näher getreten war, die »Götter Griechenlands« und die »Künstler«; in diesem

Sinn behandelte Herder im vierten Band der »Ideen« das historische Christenthum sehr übel, und fand Goethe's vollen Beifall. Dieser Richtung gehörten ursprünglich die geistreichen jungen Schriftsteller an, die sich später als romantische Schule sonderten; sie sprach sich am leidenschaftlichsten in Hölderlin's »Hyperion« aus. Es galt wie ein Glaubensbekenntniss, dass die Deutschen aus ihrer Zerfahrenheit sich erst würden lösen können, wenn sie völlig Griechen geworden wären.

Diese Periode der Renaissance endigte wie die alte italienische mit dem Einbruch der Barbaren. Die absolute Kunst hatte zu ihrem Heiligthum der rohen Wirklichkeit den Zutritt versagt, aber diese wartete nicht bis sie gerufen wurde, sie brach wie ein ungeheurer Sturm verheerend über Deutschland ein. Was Vorschauende lange gehant, wurde in der Schlacht von Jena zur Wahrheit.

Eine grosse Erschütterung in den Ueberzeugungen war die Folge. Die Götter Griechenlands, die Winckelmann, Goethe und Schiller verkündigt, erwiesen sich als ohnmächtige Schutzheilige; man wandte die Augen zu dem alten historischen Gott zurück; die Noth lehrte beten. Dass Goethe bei dieser allgemeinen Umwandlung seinen Gleichmuth zu bewahren schien, wurde ihm zum Vorwurf gemacht; seine Religion wurde nicht weniger in Zweifel gezogen als sein Patriotismus. Seit der Zeit beginnen die Anklagen gegen Goethe, in welchen sich die liberalen Patrioten mit den bekehrten Romantikern begegneten. Er wurde fortan der grosse Heide genannt. Am lautesten wurden diese Anklagen kurz vor seinem Tode, seit Begründung der evangelischen Kirchen-Zeitung.

Seitdem ist das Verständniss Goethe's beim deutschen Publicum immer mehr gewachsen, und die Ankläger wurden genöthigt, sich wenigstens ehrerbietig auszudrücken. Es fanden sich wohlwollende Ausleger, die den hoch-

verehrten Dichter zu einem vollendeten Christen stempeln wollten.

Das scheint jetzt wieder anders werden zu wollen, seit D. F. Strauss in seiner Schrift »der alte und neue Glaube« denen, die sich Christen nennen wollten, das christliche Credo zur Unterschrift vorlegte und sie vom Christenthum ausschloss, wenn sie sich dessen weigerten. Mit der entgegengesetzten Tendenz, aber nicht sehr abweichend in der Form, treten nun die Orthodoxen auf, die in der Kirche wieder eine maassgebende Stelle beanspruchen und zum Theil errungen haben.

Ist Goethe ein Christ gewesen? — Diese Frage muss erst richtig gefasst werden.

Wenn man in der Strauss'schen Manier Goethe die drei Artikel zur Unterschrift vorgelegt haben würde, so hätte er, wenn er sich überhaupt zu einer Antwort herabliess, dasselbe erwidert, was er Lavater erwiderte, als dieser ihm durch seine Zudringlichkeit lästig wurde: »ich bin in diesem Sinn ein decidirter Nichtchrist«.

Aber dieselbe Antwort würden Lessing und Schiller, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, kurz alle die Schriftsteller, die den Stolz des 18. Jahrhunderts ausmachen, gegeben haben; ja nicht minder die damals so übel beleumdeten Glaubensphilosophen Jacobi, Claudius, Hamann, Lavater u. s. w. Sie wären sämmtlich von dem Strauss'schen Glaubensgericht als arge Ketzer befunden worden.

Aber noch mehr. Gerade die Männer, die sich in dieser und der unmittelbar vorhergehenden Periode durch tiefe und echte Frömmigkeit auszeichneten, die Spener und Francke, die Zinzendorf und Moser, die Haller und Lavater, legten auf diesen historischen Buchstabenglauben nicht den geringsten Werth. Nicht das heisst glauben, dass ich das Bekenntniss meinem Gedächtniss einpräge und niemals einen Zweifel ausspreche, sondern das heisst glauben,

dass ich die Verderbniss der Welt und die Erlösung in meinem Innern wirklich erfahre, durch die Gluth meiner Andacht, durch die Inbrunst meines Willens Gott gleichsam nöthige, mir Rede zu stehen. Mehrere dieser Männer waren in der That so starken Willens, dass sie mit der überirdischen Welt völlig ins Reine kamen; bei den Meisten aber erneuerte sich wiederholt das Ringen und Kämpfen, und der Refrain ihres Gebets blieb: »ich glaube! Herr, hilf meinem Unglauben!«

Von dieser Seite über sein Christenthum befragt, hätte Goethe keineswegs eine bloß ablehnende Antwort gegeben, auch er bemühte sich zu erfahren, ja er hatte manches wirklich erfahren.

Die Frage: wer ist heute ein Christ? — der eine erschöpfende Fassung zu geben die Orthodoxen wie die Pietisten, zu sehr befangen in den Voraussetzungen ihrer eignen Zeit, nicht im Stande waren — wurde richtig formulirt durch Schleiermacher in den »Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Ueber die Frage: was ist die Religion, was ist das Christenthum überhaupt? gibt das Buch nur eine unzulängliche Auskunft, da für die Religion in höherm Sinn nicht der Andächtige, sondern der Prophet, der religiöse Genius typisch ist; wohl aber gibt es Auskunft über die Frage: was ist die Religion, was das Christenthum im geistigen Leben eines Gebildeten im Wendepunkt des achtzehnten Jahrhunderts?

Ein Gebildeter ist, wer das Bedürfniss und das Geschick hat, sich über den Zusammenhang seines Denkens, Wollens und Empfindens Klarheit zu verschaffen. Je reicher der geistige Stoff ist, den er zu bewältigen hat, je energischer er ihn bewältigt, desto gebildeter ist der Mensch. In diesem Sinn war Goethe der gebildetste Mann des 18., wie Leibnitz der gebildetste Mann des 17. Jahrhunderts.

Unmöglich kann das Christenthum im 19. Jahrhundert die Seele eines Gebildeten so ausfüllen wie im 6. oder 11. Jahrhundert. Damals war es das Christenthum fast ausschliesslich, was die allgemein menschliche Bildung vermittelte; die Bildung konnte also einen einheitlichen Charakter haben. Wir dagegen müssen mit Bildungsmotiven rechnen, die jenen Jahrhunderten unbekannt waren. Uns ist die echte Antike, ihre Kunst und Philosophie nicht verborgen, wir kennen das Gesetz der Natur in einem Umfang wie keine andere Zeit, wir übersehen alle historischen Mächte, die zu irgend einer Zeit die Welt beherrscht haben, unter denen das Christenthum eine hervorragende aber nicht ausschliessliche Stellung einnimmt. Mit allen diesen Bildungsmotiven muss der Gebildete des 19. Jahrhunderts sich abfinden, wenn er sich über seinen Glauben Rechenschaft geben will.

In jenen dunkeln Zeiten war die Lehre in der Hand der Kirche; der Laie fügte sich, oder war ein Ketzer. Der protestantische Laie dagegen hat nicht nur das Recht sondern die Pflicht überkommen, über die Lehre zu forschen, sie in sich zu verarbeiten: auch als Glied der Gemeinde, in der er sich sittlich bewegt, kommt ihm ein produktives Wirken zu.

Nur mit diesen Voraussetzungen wird man der Frage: war Goethe ein Christ? näher treten.

In Goethe's geistiger Entwicklung nimmt das Christenthum einen sehr wichtigen Platz ein, ja ich wage zu behaupten: einen wichtigeren als in dem Leben irgend eines andern der leitenden Männer des 18. Jahrhunderts.

Freilich änderte sich zuweilen seine Stimmung, wie bald die eine bald die andere Seite des Christenthums ihm entgegentrat. In den zwanzig Jahren, die ich vorher erwähnte, 1785—1805, überwog die Abneigung: hatte er das Christenthum zuletzt doch in dem Zerrbild des römi-

schen Pfaffenthums gesehen! Aber vorher und nachher ist sein Urtheil ganz anders.

Ueber seine Jugendzeit berichtet das siebente Buch von »Wahrheit und Dichtung«. »Sie fiel in eine Periode der Toleranz, in der man sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte gab, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens liess man denn doch alles bestehn, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, dass sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie nach wie vor bei allen religiösen Verhandlungen zu Grunde gelegt werden. . . . Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn *fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig*, und die Begebenheiten, die Lehre, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirksam gewesen«. Er setzt noch hinzu, dass er sich zwar in Leipzig zu den liberalen Grundsätzen der Exegese hielt, wie sie Ernesti vortrug, zugleich aber ahnte, »dass durch diese verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit den prophetischen verloren gehen müsse«.

Diese Erzählung ist von 1812; im »Westöstlichen Divan« 1814 erklärt der Dichter, er habe »unsrer heil'gen Bücher herrlich Bild an sich genommen, wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildniss drückte, mich in stiller Brust erquickte, trotz Verneinung, Hinderns, Raubens mit dem heiteren Bild des Glaubens«.

Als Herder, März 1783, ihm eine Predigt zuschickte, zur Taufe des Erbprinzen, bemerkte ihm Goethe: »Mich hat gewundert, dass du darin keinen Gebrauch gemacht hast von Motiven, die uns die christliche Religion bietet, wenn ichs auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Musik den besten Effect thut,

und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf Einen Punkt führt.«

Mir scheint die Aeussierung sehr merkwürdig und wichtig. Hoffentlich wird man sie nicht etwa so auslegen, dass der Kammerpräsident dem Superintendenten den Wink giebt, er wäre es seinem Amt schuldig, die Bilder und Gleichnisse anzuwenden, an die das Publikum einmal gewöhnt sei. Sondern es spricht der Freund zu seinem besten Freunde, mit dem er sich in allen tiefern Fragen einig weiss; er erinnert ihn an die gemeinsame Ueberzeugung, dass die biblischen Symbole nicht blos die geläufigsten, sondern auch die passendsten wären für eine heilige Handlung — selbst wenn sie nichts weiter wären als Symbole.

»Es ist nicht immer nöthig«, sagt Goethe im ersten Buch seiner Sprüche in Prosa, »dass das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Uebereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst freundlich durch die Luft wogt«.

Der Gebildete lauscht dem Glockenton nicht blos, weil er ihn zur Gemeinde ruft, zu der er gehört; sondern weil er eine sympathische Saite seines eignen Innern berührt. Die sittliche Beziehung zum Kirchenthum wird zugleich getragen durch eine Beziehung des Herzens.

Wenn die Dichter unserer classischen Zeit als Laien es abgelehnt hätten, sich katech/siren zu lassen, so hatten sie doch einen hohen Begriff von dem heiligen Beruf der Männer, die, tiefer in die Geheimnisse des Glaubens eingeführt als sie, die Leitung der Gemeinde übernahmen.

»Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint wie Melchisedek als König und Priester in Einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken lässt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung wie durch gleiche Familienverhältnisse ge-

/e

knüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft hervorzurufen und zu verbürgen. Ein solcher Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben . . .«

Goethe sagt das in »Wahrheit und Dichtung« in Bezug auf den Vicar von Wakefield; er selbst hat in »Hermann und Dorothea« einen Geistlichen der Art mit Glück dargestellt, wie Voss, der auf der äussersten Linken des Rationalismus stand, mit weniger Glück in der »Luise«.

Eine solche Hochachtung vor dem geistlichen Amt ist aber bei einem Gebildeten undenkbar ohne sittliche Beziehung zu der Religion, die durch dieses Amt verkündet wird.

Augenscheinlich dachte Goethe bei dem Ideal eines Geistlichen nicht an einen jener orthodoxen Klopffechter, wie sie Gellert in »die Bauern und der Amtmann« schildert, die ihre Gemeinde mit Schmähungen gegen die Ketzer unterhielten. Aber ebensowenig an einen rationalistischen Klopffechter, einen Sebaldu Nothanker, an den der »ehrwürdige Pfarrer von Grünau« einigermaßen anstreift. Seine Abneigung gegen die altklugen, nüchternen und streitfertigen Rationalisten hat Goethe schon im »Werther« lebhaft ausgesprochen. Ihm war durch Herders Schriften aus den Jahren 1773—1775 der mythische und mystische Sinn des Christenthums aufgegangen, die pietistische Gesinnung durch Fräulein von Klettenberg, seine mütterliche Freundin. Sie

gehörte zur Herrnhuter Schule, war aber milde gegen jede gebildete Eigenart, sie bedauerte zwar den jungen Freund, dass er keinen versöhnten Gott habe, liess ihn aber lächelnd gewähren, wenn er sich einbildete, »dass nach seinen Erfahrungen Gott gar wohl gegen ihn in Rest stehen könne, ja dass er ihm Einiges zu verzeihen habe«.

Noch wichtiger wurde für Goethe der Verkehr mit Lavater. Beide gingen auf religiöse Erfahrungen aus; in Lavater war anscheinender Reichthum an Erfahrungen, weitreichende Bildung, grosse Toleranz, und dabei, was Goethe stets bestach, ein starkes Leben. Goethe ging ganz frei gegen ihn heraus, meist polemisch, aber in dieser Polemik entwickelte sich seine religiöse Weltanschauung, die in der Grundidee sich gleich blieb, am entschiedensten.

Goethe hält, und darin stimmt er mit Lavater überein, das Christenthum für eine wirkliche Offenbarung Gottes, und zwar für die höchste, aber — und das schied ihn von Lavater — nicht für die einzige. Offenbarung Gottes ist jede neue grosse eigene Erfahrung vom Uebersinnlichen, die sich noch in Jahrhunderten und Jahrtausenden an der Menschheit als heilkräftig erweist.

»Es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Du redest mit mir als mit einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat! und von Allem dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Ich bin vielleicht ein Thor, dass ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken . . . Zeugnisse schätze, liebe, bet' ich an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. So ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes . . . und mit inniger Seele falle ich dem Bruder um den Hals, Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell! darf aber auch zu Jedem sagen: lieber Freund, geht Dir

es doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich, das Ganze ging in Deinen Kopf so wenig als in meinen«.

So schreibt er an einen Jünger Lavaters schon 1774. Dann machte der persönliche Eindruck Lavaters ihn noch geneigter, sich mit ihm zu verständigen, auf seine Vorstellungsweise einzugehen. Noch 1780 imponirt ihm Lavaters Frömmigkeit aufs äusserste. Jetzt aber erfolgen Kundgebungen des letzteren, die zu Gunsten des wunderthätigen Glaubens alles Grosse und Schöne der weltlichen Bildung mit Füßen treten. Noch einmal stellt Goethe 1782 zusammen, was sie verbindet und was sie trennt.

»Du findest nichts schöner als das Evangelium: ich finde tausend geschriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Es erhebt die Seele, wenn man Dich das herrliche crystallhelle Gefäss mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Tranke schäumend füllen und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht! Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müsstest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in Einem Individuo alles zu geniessen, und bei der Unmöglichkeit, dass Dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, dass aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, dass Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraubst, um Deinen Paradiesvogel ausschliesslich damit zu schmücken; dies ist, was uns nothwendig verdriessen und unleidlich scheinen muss, die wir uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offen-

barten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiss wol, dass Du Dich darin nicht ändern kannst und dass Du vor Dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nöthig, da Du Deinen Glauben wiederholt predigst, Dir auch den unsern als einen ehrnen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eueres Meers vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern können«.

Auch hier wehrt sich Goethe nicht gegen das Christenthum an sich, sondern gegen die einseitige Herrschaft des Christenthums oder des christlichen Bildungsmotivs über alle übrigen Bildungsmotive, die gleichfalls ihr Recht behaupten sollen. Je mehr sich das Band mit Lavater lockerte, desto näher trat ihm Herder, der gerade in seinen damaligen Schriften für die tiefen Gedanken des Christenthums die köstlichsten Ausdrücke gefunden hatte. In Herders Sinn begann Goethe bereits 1784 das grosse Gedicht »die Geheimnisse«, in welchem die Coordination der verschiedenen Religionsformen aber unter dem Vorsitz der christlichen Religion gefeiert werden sollte.

Der suchende Pilger hört die Glocken läuten:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
 Das Aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
 Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
 Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
 Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
 Das in so mancher Siegesfahne weht,
 Ein Labequell durchdringt die matten Glieder:
 Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu was dort für Heil entsprungen,
 Den Glauben fühlt er einer halben Welt . . .

Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem dringen,
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniss Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerchein, der immer tiefer grauet
Steht er und sinnt und fühlet sich erbaut . . .«

Diese Strophen sind 1785 geschrieben, kurz vor der Reise nach Italien, kurz also vor der Zeit, wo Goethe eine dem Christenthum fast feindselige Stellung einzunehmen begann. Er hat das Gedicht nicht fortgesetzt, aber die Bilder blieben in seiner Seele, und fast ein Menschenalter später, im zweiten Buch der Wanderjahre, nahm er sie wieder auf.

Die Religion hat den Zweck, im Menschen Ehrfurcht zu erwecken, und zwar eine dreifache Ehrfurcht: Ehrfurcht vor dem was über uns ist, Ehrfurcht vor dem was unter uns ist, und Ehrfurcht vor dem was uns umgiebt. Diese dreifache Ehrfurcht erreicht ihre höchste Kraft und Wirkung, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet. Das ist symbolisch bereits geschehen in den drei Artikeln unseres Glaubens.

Das eigentliche Geheimniss freilich der christlichen Religion ist begründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist. »Es ist ein letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und musste. Was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen! Hievon finden sich freilich Spuren zu allen Zeiten; aber Spur ist nicht Ziel, und da dies einmal erreicht ist, so kann

die Menschheit nicht wieder zurück und man darf sagen, *dass die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann*; da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag«.

Wohlgemerkt die christliche Religion als einzelnes wenn auch das grösste Bildungsmotiv: denn die wahre Religion wird erst hervorgebracht, wenn mit dem Cultus der Gräber der Cultus der Sterne und der Cultus des Menschenlebens sich gattet.

Ausdrücklich rechtfertigt Goethe bei dieser Gelegenheit die Mysterien: »Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muss man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen«.

Vor diesen starken und wohlüberlegten Ausdrücken seiner Verehrung des Christenthums muss verstummen, wer einzelne momentane Ausbrüche seines Unmuths zu bleibenden Glaubensbekenntnissen stempeln möchte.

Freilich würde Grethchen, indem sie Faust katechisirt, noch nicht ganz befriedigt sein. Faust ehrt zwar die Sacramente, aber ohne Verlangen; ihn bewegt Orgelton und Glockenklang im Innersten, aber gleichsam nur aus Reminiscenz der Kindheit. Gott lebt in seiner Seele, aber nur als Gefühl, er findet keinen Namen für ihn, da doch die Kirche einen Namen hat; die Botschaft hört er wohl, allein ihm fehlt der Glaube.

Der Glaube hat nur Werth, in sofern er sich als lebenskräftig und wirksam erweist. War bei Goethe die Ehrfurcht vor dem Christenthum nur eine theoretische? oder hat sie sich wirksam erwiesen? wirksam in seiner eigentlichen Thätigkeit, in der Dichtung?

Hier ist für mich die entscheidende Antwort Iphigenie: sie ist trotz ihrer antiken Gewandung in ihrem innersten Kern ein christliches Gedicht. Denn dieser innerste Kern ist die Entsühnung des verfluchten Hauses der Tantaliden

durch ein reines Menschenbild. Dasselbe ist die Grundlehre des Christenthums. Das ganze Menschengeschlecht ist in Sünden verstrickt wie das Haus des Tantalus, aber es wurde erlöst durch einen göttlichen Menschen, der in den Verstrickungen dieses Erdenlebens rein blieb. Wer ihn, den Reinen, ergreift, wird sündlos.

Dies Motiv hat Goethe vollständig unabhängig von allen Ueberlieferungen des Alterthums für sein Problem gefunden. Bei Euripides ist die Iphigenie ein wirksames Intriguenstück, bei Äschylos, der das Problem viel tiefer fasst, wird ein weitläufiger Rechtsstreit angestrengt, der schliesslich doch zu keinem Austrag führt, sondern mit einem Compromiss zwischen den alten und neuen Göttern erledigt wird. In Sophokles' »Philoktet« zeigt Neoptolemos ebenso wie Iphigenie die Reinheit seiner Seele durch die Unfähigkeit, bei der Lüge stehen zu bleiben, aber durch diese Reinheit wird im Schicksal des Helden nichts entschieden; erst die Intervention eines Gottes aus der Maschine löst das Verworrene. Bei Goethe erfolgt die Wirkung unmittelbar, die verfolgenden Eumeniden lassen von ihrem Opfer ab und fliehen in ihr Dunkel zurück, sobald ihnen »reine Menschlichkeit« entgegentritt, die alle menschlichen Gebrechen sühnt.

Diese Wirkung kann freilich nur symbolisch begriffen werden, aber ist es denn mit der christlichen Vorstellung von der Erlösung anders? wer dem Gebildeten unter den Verächtern Ehrfurcht vor dieser Symbolik einflösst, der macht sich mehr verdient um das kirchliche Leben, als wer das Credo allenfalls rückwärts wie vorwärts ohne Stocken herzusagen weiss.

»Goethe's Heidenthum«, sagt H. Heine sehr treffend, »ist wunderbar modernisirt. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äussern Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christen-

thum hat ihn zugleich mit einer tiefern Verständniss begabt: trotz seines Sträubens hat es ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt. Er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried dem Nibelungen, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte«.

Den Faust hätte Goethe nicht dichten können, wenn er vom Christenthum nicht auch innerlich etwas erlebt hätte. In diesem Gedicht finden sich, wenn auch verstreut, fast alle Phasen seiner christlichen Stimmungen und Gedanken. Freilich sind es immer nur Bekenntnisse eines Strebenden, nicht eines Befriedigten. Aber »wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!«

Ein Jahr vor seinem Tode fand Goethe sich gedrungen, einen Brief an Sulpiz Boisserée, dessen Verkehr ihm auch die geistvolle Apologie der katholischen Sacramente eingegeben hatte, mit »etwas Wunderlichem« zu schliessen, von dem er aber später bekennt, dass es ihm sehr ernst gewesen sei.

»Des religiösen Gefühles kann sich kein Mensch erwehren. Dabei ist's ihm aber unmöglich solches in sich allein zu verarbeiten. Von Erschaffung der Welt an habe ich keine Confession gefunden, zu der ich mich ganz bekennen mochte, nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt sich erklärte, das Beste, Vollkommenste was zu ihrer Kenntniss käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit im nahen Verhältniss stehn müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, dass ich zeitlebens getrachtet habe, mich zum Hypsistarius zu qualificiren«.

Dieser Brief wird erläutert und eingeschränkt durch

einen der Sprüche in Prosa. »Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen«.

Es ist augenscheinlich, dass dieser Rath sich nicht auf alle Individuen unsers Jahrhunderts bezieht: es gibt grosse Schichten des Volks, für die, abgesehen von den Gesetzen des praktischen Lebens, das Christenthum das einzig sittliche Bildungsmotiv ist, die also darauf verzichten müssen, sich zu Hypsistariern zu qualificiren. Denen es aber Ernst ist mit ihrer einheitlichen Bildung, und denen die Kraft nicht fehlt, dürfen und sollen, das ist Goethe's Meinung, auch das Heilige, das die offenbarte Religion ihnen überliefert, durch die Motive sich verständlicher machen, die Kunst und Alterthum, Wissenschaft und Poesie ihnen an die Hand geben.

